

„Wald vor Wild“ war gestern!

INTERVIEW MIT DEM AUTOR

Diplom-Forstwirt Philipp Gerhardt wurde für seine Studie zum Wildeinfluss auf Wälder mit dem „Granser-United Global Academy-Forschungspreis für eine Nachhaltige Jagd“ ausgezeichnet. WuH stellte Fragen zur Thematik.



Philipp Gerhardt

Der Diplom-Forstwirt forscht derzeit am Institut für Waldbau der Universität für Bodenkultur in Wien. Er beschäftigt sich auch mit den Auswirkungen der Waldstruktur und -zusammensetzung auf Wildtiere und mit Möglichkeiten zur Kombination verschiedener Waldfunktionen.

WuH: Ihre Studie gilt als Meilenstein zum Dauerthema Wald-Wild. Warum? Was ist neu?

Philipp Gerhardt: *In dieser Studie wurden erstmals Methoden der Meta-Analyse im Themenkomplex Wald-Wild angewendet. Die Literatur dazu wurde statistisch erfasst und ausgewertet. Insgesamt sind 250 Forschungsarbeiten aus den letzten 20 Jahren detailliert durchgearbeitet worden. Eine solche Übersicht über das Wissen zum Thema gab es noch nicht. Die Arbeit ist ein entscheidender Schritt hin zu einer Versachlichung des Diskurses um Möglichkeiten zur Steuerung des Wildeinflusses auf Wälder. Für die Publikation wurden von den Studien 38 ausgewählt, die sich mit Rot- und Rehwild in Europa beschäftigen, aber die gleichen Fragestellungen könnten auch für Sika- und Damwild bearbeitet werden.*

WuH: Eine wichtige Erkenntnis der Studie ist: Naturferne Wälder (Forste) sind auch bei geringen Wildichten schadensanfällig. Naturnahe Wälder hingegen können auch weitaus höhere Wildichten ertragen, ohne dass es zu relevanten Schäden kommt. Woran liegt das?

Philipp Gerhardt: *Dafür gibt es viele Gründe, die auch lokal unterschiedlich sein können. Generell liegt dem zugrunde, dass es eine Balance zwischen dem Besiedlungsanreiz und dem Äsungsangebot geben muss, wenn der Einfluss von Reh- und Rotwild in Dimensionen bleiben soll, die nicht als Schaden bewertet werden. Ist also ein Lebensraum für Wild attraktiv, so wird es dorthin ziehen und unter den dort besseren Lebensbedingungen auch bessere Überlebens- und Reproduktionsraten haben. Dies gilt auch relativ zur Umgebung: Wenn es überall sonst unattraktiver für das Wild ist, dann zieht es an den Ort mit den günstigsten Bedingungen. Wenn nun an dem Ort, der das Wild anzieht, das Äsungsangebot derart gestaltet ist, dass das Wild vor allem Baumrinde und die Knospen von Verjüngungspflanzen äst, ist schnell ein Zustand erreicht, in dem von einem Schaden gesprochen wird. Natürlich spielen hierbei auch Störungsintensität, Jagd, Wildichte, die Eigenschaften der Population oder der Standort eine Rolle. In sogenannten „naturnahen Wäldern“ finden wir oft Elemente, die eine gute Balance und damit eine geringe Schadensanfälligkeit begünstigen.*

WuH: Wie kann die Studie einen Beitrag zum zukünftigen Waldbau liefern?

Philipp Gerhardt: *Wir haben den Status quo der Wald-Wild-Forschung zusammengestellt und sind dabei darauf gekommen, dass einige Dinge wichtig sind, die gern tabuisiert werden. Waldbau ist ein Bereich, der oft zu wenig beachtet wird. Man sollte den Mut haben, den Forstleuten zu sagen, dass „mehr schießen“ nicht die Lösung ist, oder*

aber Jäger darauf hinweisen, dass auch sie eine Störungsquelle im Revier sein können.

WuH: Worin besteht Ihrer Meinung nach das Hauptproblem im Wald-Wild-Konflikt?

Philipp Gerhardt: Ein enormer Teil des Konfliktes erwächst daraus, dass im Wald gerichtet werden soll, was außerhalb des Waldes versäumt wird.

Wir brauchen also nicht nur günstiger gestaltete Wälder und achtsamer handelnde Waldnutzer, sondern auch Landschaften, die wieder verstärkt diese Rolle übernehmen. Unsere Wälder sind immer mehr Holzproduktionsstätte geworden. Wild braucht aber Lebensraum, und da müssen wir verstärkt auch die Landwirtschaft in die Pflicht nehmen.

WuH: Warum werden durch die Studie forstliche Parolen wie „Wald vor Wild“ relativiert?

Philipp Gerhardt: „Wald vor Wild“ ist schlicht eine Bekundung eines gewissen Interesses. Es bedeutet beispielsweise: „Ich möchte fehlerfreies Holz produzieren, die Verjüngung und damit die Schutzwaldfunktion sicherstellen und durch schnelles Wachstum der jungen Pflanzen meinen Profit maximieren. Wildtiere sind von untergeordneter Bedeutung.“ Dazu schwingt in „Wald vor Wild“ oft noch eine Lösungsstrategie mit, nämlich diese Ziele durch eine Reduktion des Wildbestands zu erreichen. Vielleicht kann man mit waldbaulichen Mitteln eine Balance schaffen. Vielleicht ist aber auch dort nichts mehr zu verbessern und die Wildschäden sind schlicht nicht zu kontrollieren. 80 oder mehr verschiedene Steuergrößen für den Wildeinfluss sind derzeit bekannt, und wie sie in einem Gebiet zusammenspielen, ist ohne genaue Untersuchung der Situation nicht zu sagen.

WuH: Was bedeutet die Studie für Jäger und das integrative Wald- und Schalenwildmanagement?

Philipp Gerhardt: Für Jäger gilt das Gleiche wie für Forstleute. Raus aus den Gräben, ran an den runden Tisch und sich von denen beraten lassen, die sachlich und mit einem vernetzten, ganzheitlichen Blick an die Sache herangehen können.

Für die Fachleute bedeuten die aufgeführten Erkenntnisse, dass sie eben diesen ganzheitlichen Blick und ihre Vermittlerposition stärken müssen. Es braucht in der Forschung und in der Praxis mehr Menschen, die Wald-Wild-Probleme aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Es braucht Gruppen, die gut zusammenarbeiten und differenzierte Strategien erarbeiten können.

WuH: Wie wird die optimale (tragbare) Wilddichte für ein Ökosystem ermittelt?

Philipp Gerhardt: Indem man sich darüber klar wird, was für alle tragbar ist, und dann eine Strategie erstellt, die diesen Zustand herstellen soll. Über die Beobachtung der Bedingungen kann dann festgestellt werden, ob man den Zustand erreicht hat, in dem der Wildeinfluss tragbar ist.

WuH: Welche Rolle spielt eine nachhaltige Jagd in den Erkenntnissen der Studie?

Philipp Gerhardt: Das einzige Argument für Nachhaltigkeit ist unsere Einstellung. Wenn es uns egal ist, was zukünftige Generationen für einen Planeten vorfinden, welchen Müll sie beseitigen müssen, welche Arten ausgestorben sein werden und welches Wild noch in Wäldern leben wird, dann wird es auch keine nachhaltige Jagd mehr geben. Nachhaltigkeit ist Definitionssache: Wenn ich sie als eine Nutzung ohne Verringerung des Potenzials verstehe, dann darf der Wald nicht weniger hergeben als heute. Er muss mit allen Arten verjüngungsfähig bleiben, die es jetzt auch gibt. Ich kann dann nicht auf die Weißtanne verzichten, nur weil ich jetzt lieber Wild in hoher Dichte und einen einfach strukturierten Wald mit Kahlschlägen hätte. Soll der Rothirsch bloß irgendwo noch existieren, oder soll es eine gesunde, genetisch diverse, zusammenhängende Population geben? Will ich die Tanne bei mir im Wald haben, oder reicht es, wenn es beim Nachbarn noch welche gibt?

WuH: Sie sagen, der Lösungsansatz: „Erhöhter Abschuss = geringere Dichte = weniger Schäden“ sei zu einfach, da die Wald-Wild-Beziehungen sehr komplex seien. Welche Steuergrößen für den Wildeinfluss halten Sie für am stärksten und wie können diese beeinflusst werden?

Philipp Gerhardt: Dieser Lösungsansatz ist zu kurzichtig. Auf Basis der Meta-Analyse wurden auch Untersuchungen in

Wäldern durchgeführt, die klären sollten, welche Steuergrößen lokal relevant sind. Ich denke, dass das Wichtigste ein integrativer Lösungsansatz ist. In allen Gebieten muss die Balance zwischen der Attraktivität und Eignung des Lebensraumes auf der einen Seite und der Äsungsverfügbarkeit auf der anderen Seite stimmen. Darüber hinaus sind Störungen von

enormer Bedeutung, woran die Jagd auch Anteil hat.

Der Wildbestand muss angemessen groß und in seiner Struktur ungestört sein. Wie dies alles lokal zu erreichen ist, muss im Detail ermittelt werden. Vor allem sind die Ziele und Ansprüche vor Ort zu klären, denn daraus ergibt sich, was alles „angemessen“ ist.

WuH: Hat die Studie bereits forstpolitisch für Wirbel gesorgt?

Philipp Gerhardt: Falls ja, dann habe ich noch nichts davon mitbekommen. Die meisten nehmen so eine Studie wohl lieber und lesen heraus, was zum Argumentieren für ihre Position günstig ist.

Die Fragen stellte Tobias Thimm.



FRAG DEN PROF.

Professor Dr. Hans-Dieter Pfannenstiel, Biologe



Wie alt sind die sagenhaften Bassen wirklich?

Immer wieder tauchen Bilder gestreckter Keiler von 100 Kilogramm (kg) und mehr in der Jagdpresse auf und werden auf ein bestimmtes, meist sehr hohes Alter geschätzt, ohne dass der Leser erfährt, welche Kriterien der Schätzung wirklich zugrunde liegen.

Nun hat der Erleger eines Keilers von 112 kg sich nicht auf eine vage Vermutung des Alters verlassen. Ich konnte den Unterkiefer (im Bild) dieses Hauptschweins begutachten. Alle Details des Gebisses, insbesondere die Abnutzung der Prämolaren und Molaren, zeigen eindeutig: Es handelt sich um einen wirklich reifen Keiler, wie man ihn nur selten findet.

Der Basse war nach allen verfügbaren Kriterien in der einschlägigen Literatur acht Jahre alt, wobei man stets davon ausgehen muss, dass es sich immer nur um bestmögliche Schätzungen handelt. Die Zählung der Zahnzementzonen ist beim Allesfresser Schwein kaum anwendbar. Das Alter kann demnach durchaus ein Jahr höher oder geringer gewesen sein. Solche alten Keiler sind die absolute Ausnahme.

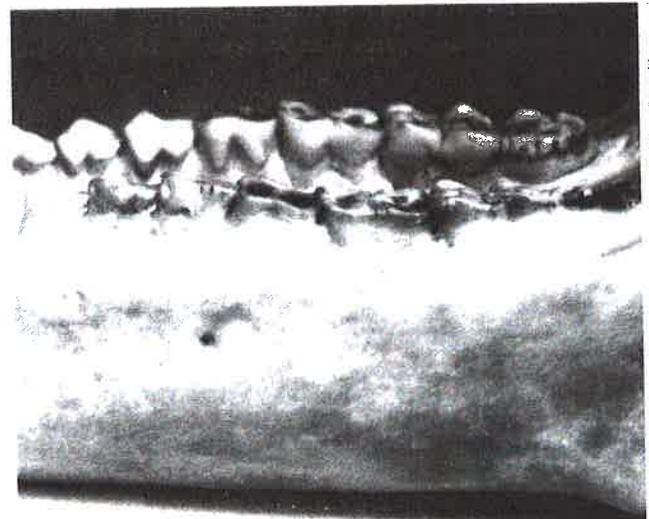


Foto: Prof. Hans-Dieter Pfannenstiel

Entscheidend für die Altersbestimmung bei Keilern ist der Abnutzungsgrad der Prämolaren und Molaren. Anhand des Unterkiefers wurde der Basse auf acht Jahre geschätzt.

Haben auch Sie Fragen zur Wildbiologie, Veterinärmedizin oder einfach eine rätselhafte Entdeckung im Revier gemacht? Dann senden Sie diese bei uns ein. Prof. Dr. Pfannenstiel hat Antworten: Redaktion WILD UND HUND, Stichwort: „Frag den Prof.“, Postfach 13 63, 56373 Nassau, oder per E-Mail an wuh@paulparey.de